

Von der (Un-)Möglichkeit, erwachsen zu werden - Jugend heute als "Kinder der Freiheit" oder als "verlorene Generation"

Keupp, Heiner

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Keupp, H. (1997). Von der (Un-)Möglichkeit, erwachsen zu werden - Jugend heute als "Kinder der Freiheit" oder als "verlorene Generation". *Journal für Psychologie*, 5(4), 36-54. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-29027>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Von der (Un-)Möglichkeit, erwachsen zu werden - Jugend heute als »Kinder der Freiheit« oder als »verlorene Generation«

Heiner Keupp

Zusammenfassung

Jugend ist zum Gegenstand intensiver Beforschung geworden, allerdings gelingt es kaum eine einfache epochenspezifische Jugendgestalt zu konstruieren. Jugendforschung spiegelt die Komplexität gegenwärtiger Lebensbedingungen: In der postmodernen Gesellschaft machen Menschen vor allem die Erfahrung, daß bisherige Lebenskonzepte nicht mehr tragen und voraussehbare Zukünfte kaum mehr existieren. Lebensbewältigung wird also für das zeitgenössische Subjekt zu einer riskanten Chance, die kaum über die Orientierung an traditionsbestimmten sozialen Vorgaben genutzt werden kann. Das Individuum muß ein hohes Maß von Selbstorganisation leisten und wird zum Handlungszenentrum seiner eigenen Lebensorganisation. Die kreative Nutzung dieser Gestaltungschance erfordert allerdings individuelle, soziale und ökonomische Ressourcen. Für Jugendliche beinhaltet dieser Prozeß, hin zu individualisierten Formen der Lebensbewältigung, besondere Risikokonstellationen.

Im Frühjahr 1995 hat eine Serie von Selbstmorden Jugendlicher in Passau große Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Das war eine schwere Herausforderung für das »postkartenschöne« Passau, das mit seinem Image 1 1/2 Millionen Touristen pro Jahr anzieht. Die Infrastrukturen für die Fremden, die kommen und wieder gehen und Geld in der Stadt lassen, ist vorbildlich, die für Jugendliche weniger, vor allem für jene nicht, die eine Passauer »Normalbiographie« nicht auf die Reihe bringen oder sich ihr verweigern. Wer sich nicht in Sport- und Trachtenvereinen oder in der kirchlichen Jugend integrieren kann und will, für den bleiben nur Parks, Passagen oder die Treppe der berühmten Nibelungenhalle. Damit sind wir also bei den »Straßenkindern von Passau«, Punks, für die es in dieser Stadt schwer ist, erwachsen zu werden. Einer von diesen Ju-

gendlichen stirbt im letzten Jahr an einer Überdosis Heroin. Bei seiner Beerdigung treffen sich die Passauer Straßenkinder. Sie werfen leere Schnapsflaschen, Spritzen und Tablettenröhrchen ins offene Grab. Einer von ihnen, Daniel, genannt Hölli, kommt aufgewühlt nach Hause und sagt zu seiner Mutter¹⁾: »Genauso will ich beerdigt werden.« Die Mutter entgegnet: »Aber du stirbst doch nicht!« Hölli antwortet ganz ruhig: »Doch ich werde bald sterben, ich werde keine 18. Das Leben ist zum Kotzen, schau dich doch um in der Welt.« Wenig später ist der 16-jährige vom obersten Stockwerk der innerstädtischen Nibelungen-Einkaufspassage gesprungen. Seine 15-jährige Freundin ist wenig später von einem Auto überfahren worden. Alles spricht dafür, daß sie das wollte. Und das blieben nicht die einzigen Toten. Erwachsen werden wollten und konnten sie nicht. Ich komme auf Hölli am Ende noch einmal zurück.

Hölli und seine Freunde stehen für eine der Varianten, nicht erwachsen werden zu wollen und zu können. Sie repräsentieren die »verlorene Generation«. Und dann gibt es die andere Perspektive auf Jugend: Helmut Fend charakterisiert diese neu entstehende Generationsgestalt unter anderem durch zunehmende »Freiheitsgrade des Handelns« und ebenso die »Erweiterungen von Möglichkeitsräumen« (ebd.). »Erweiterte Möglichkeiten bedeuten aber auch geringere Notwendigkeiten der Einordnung in gegebene Verhältnisse. (...) Damit werden aber Tugenden, mit (unveränderlichen) Umständen leben zu können, weniger funktional und weniger eintrainiert als Tugenden, sich klug entscheiden zu können und Beziehungsverhältnisse aktiv befriedigend zu gestalten« (1988, S.296).

»Freedom's children« nennt sie die englische Jugendforscherin Helen Wilkinson,

und Ulrich Beck gefällt dieser Titel so gut, daß er ihn gleich für sein neuestes Buch nutzt: »Kinder der Freiheit«. Und Beck bekommt von zwei »Lebensästheten« aus Berlin ein Buch geliefert, das er als »die erste authentische Stimme jener 'neuen Wilden'« bezeichnet (SZ vom 09.09.1997), die die Orientierungslosigkeit als Tugend ansehen und vor allem an ihrem »Gesamtkunstwerk Ich« basteln. Johannes Goebel und Christoph Clermont haben dieses in den Medien hochgejubelte Buch »Die Tugend der Orientierungslosigkeit« verfaßt, so gekonnt wie ihr Mäzen Ulrich Beck. Ich möchte einige Ausschnitte montieren. Für sie ist »der Lebensästhet ein Bastler. Er bastelt an der eigenen Biographie, der eigenen Moral und auch der eigenen Religion« (1997, S. 191). »Der Lebensästhet (thront) als kleiner Herrscher in einem Königreich bestimmender Patchworkmoral und determinierender Wertzusammenhänge. (...) Gerade weil der Lebensästhet selbst Urheber seiner Normen und Werte ist, fühlt er sich auch nur ihnen gegenüber verpflichtet, läßt dieses geschlossene Wertgebäude jenseits der klassischen Doppelmoral die Einbindung in gemeinschaftliche Gefüge ... unmöglich werden« (ebd.). »Der Lebensästhet widmet sich full-time dem Aufbau seiner persönlichen Moral. Verpflichtet fühlt er sich nur dieser privaten Baustelle und schon lange nicht mehr dem umfassenden Regelwerk einer allgemeinverbindlichen Moral« (S. 87). »Vor dem Hintergrund einer eigenen, unumstößlichen Moral erlaubt er die spielerische Navigation im Chaos der postmaterialistischen Informations- und Individualgesellschaft. Die Fähigkeit zu einem solchen 'Moral-Surfen' ist die Basis einer neuen Ethik« (S. 193). »Wo viele Beobachter noch jammernd am Wegesrand stehen und den Abschied von der Sicherheitsgesellschaft beklagen, bleibt dem Lebensästheten nichts übrig, als es sich in den Freiheiten der zweiten Moderne bequem zu machen« (S. 129). Formuliert sich hier die Generation der Zukunft, die »Kinder der Freiheit«, für

die es die Notwendigkeit, aber vor allem die Freiheiten der Selbstgestaltung gibt?

Aber diese Freiheiten sind auch riskant - davon steht nichts in diesem Buch. Das Leben in und mit dieser Freiheit ist harte Arbeit und weit davon entfernt, ein Reich der Freiheit zu sein, das einem in den Schoß fällt. Die Vorstellung, die neuen »Tugenden«, die für das risikoreiche Leben in diesen Freiheiten erforderlich sind, würde das Biotop der postmodernen Gesellschaft naturwüchsig entstehen lassen, halte ich für naiv. Hierzu konnte man vor einigen Monaten eine Kontroverse zwischen Bischof Franz Kamphaus und Ulrich Beck in der Süddeutschen Zeitung verfolgen. In der SZ vom 05.11.1996 hatte Ulrich Beck »Die Kinder der Freiheit« gegenüber ihren Verächter(inn)en verteidigt und den Bischof von Limburg als einen solchen geoutet: »Sind wir eine Gesellschaft von Ichlingen? Fast möchte man dies bejahen, wenn man die populären Schlagworte Entsolidarisierung, Werteverfall, Kultur des Narzißmus, Egoismus-Falle, Anspruchsdenken oder Hedonismus Revue passieren läßt. Franz Kamphaus, Bischof von Limburg, schreibt etwa: 'Mit jeder Bewegung auf dem unendlichen Spielfeld der Freiheit gehen Krisen von Beziehungen einher, Aufkündigung von Loyalitäten, Risse in Traditionsketten ... Lebt der Mensch, der seine Freiheit ausleben will, am Ende sich selber aus? Gehen moderne Gesellschaften an ihrer Atomisierung zugrunde, an Solidaritätserschöpfung?'

Das also ist die Diagnose des Neospenglerismus: Solidaritätsauszehrung« (zit. nach Beck 1997, S. 9). In einem Leserbrief vom 26.11.1996 verteidigt sich Franz Kamphaus souverän und weist die Zuordnung als Nachfolger des Propheten vom »Untergang des Abendlandes«, Oswald Spengler, zurück. Unter der treffenden Überschrift »Kinder der Freiheit sind wir alle« betont er, daß »wir in unserer Gesellschaft derzeit einen Prozeß der Integration von Moral in die Selbstverwirklichungsvorstellungen (erle-

ben) (...) Immer mehr Menschen in unserer Gesellschaft sehen Moral als Teil ihres persönlichen Lebensentwurfs, weniger als Beachtung eines Pflichtenkatalogs«. Mit diesen Sätzen erweist sich der Bischof als guter Kenner der Forschung zum neuen kulturellen Modell. Er setzt sich allerdings dort kritisch von Beck ab, wo er dessen naive Hoffnung, daß aus dem Hedonismus (»Spaß haben«) die neue Sozialmoral folgen würde, in Frage stellt. Er sei zwar nicht im Widerspruch zu einem wertegeleiteten Handeln, aber auch noch keine ausreichende Antwort auf die anstehenden Probleme. Ich teile die Position des Kirchenmannes. Mir scheint es ohnehin eine außerordentlich verkürzte Sicht auf Heranwachsende zu sein, sie nur an ihren positiven Erlebnisansprüchen zu messen.

JUNGSEIN HEUTE - EIN ERSTER BLICK

Nicht immer ist die Jugend im Gespräch, aber wenn es der Fall ist, dann liegt in der Regel ein Hauch von Krise in der Luft. Dann bringt sie sich entweder in Gestalt von Jugendprotest oder -bewegung selbst ins Gespräch, oder sie wird ins Gespräch gebracht, wenn sich Politik und Erwachsene Gedanken darüber machen, was bei Jugendlichen wohl vor sich geht. In dieser Phase sind die Äußerungen über Jugendliche vor allem projektiver Art. Das war Anfang der 90er Jahre ebenso der Fall, als die »Generation X« erfunden wurde, wie Mitte der 90er Jahre, als die Technogeneration mit ihrem radikalen Hedonismus ins Zentrum kollektiver projektiver Phantasien geriet. Aktuell werden einige überangepaßte CDU-Abgeordnete als »junge Wilde« apostrophiert, nur weil sie um die 40 sind und damit um rund 20 Jahre jünger als ihre Parteioligarchen. Sie werden als Speerspitze einer Revolte gegen die Herrschaft der Alten stilisiert. Gleichzeitig wird die Jugend als Demonstrationsobjekt einer sich angeblich ausbreitenden Egokultur oder als »Ichlinge« konstruiert. Dann wieder tritt der Bundesbildungsminister erfreut vor die Bonner

Presse und präsentiert ein Jugendbild, das die Wiederkehr der guten alten Werte von Pflicht, Treue und Familie enthält.

Diese Flut von höchst widersprüchlichen Jugendbildern, die kulturell, politisch und wissenschaftlich konstruiert werden, erzeugt Konfusion in unseren Köpfen. Wahrscheinlich waren auch schon die früher so populären Generationsgestalten Konstrukte, die nur für Teilausschnitte der jeweiligen heranwachsenden Generation Typizität beanspruchen konnten: Die »skeptische Generation« (1957), die »unheimliche Generation« (1967), die »überflüssige Generation«, die »verlorene Generation« (1989). Aber diese Schlagworttypisierungen trafen wohl etwas, wodurch sie eine zeitweilige Paßform erlangten. Und nun rätseln die Spezialisten über eine »gut getarnte Generation von schweigenden Individualisten« (Schnibben 1994, S. 58). Für 16 Millionen Deutsche im Alter zwischen 13 und 30 steht erst einmal ein X: »Generation X«. Dazu Wolfgang Farkas in der SZ vom 19.02.1997: »Jugend: sechs Buchstaben, die nichts mehr heißen, weil sie allgegenwärtig sind. Jugend: sechs Buchstaben, die für nichts mehr stehen - außer für eine kaufkräftige Zielgruppe. Jugend: sechs Buchstaben, die sich, allen Ausdifferenzierungen zum Trotz, noch immer auf ein paar Millionen junge oder sich jung fühlende Menschen beziehen lassen, angepaßte und ausgestoßene, hedonistische und leidenschaftslose, politisch interessierte und unaufmerksame, unauffällige und nicht weiter zugängliche, die oft nicht viel mehr gemeinsam haben als eine Fahrt in der U-Bahn - aber die eben dahin wollen«.

Jugend ist also auch nicht mehr das, was sie einmal war! Sie produzierte keine Aufstände, und gerade in ihrer mangelnden Greifbarkeit wird sie zum Skandalon. »Generation X« oder »No name«-Jugend sind hilflose Versuche, dem Kinde doch einen Namen zu geben. Es geht um den Zugang

zu einer Teilkultur unserer Gesellschaft, die sich - bis auf den rechten Rand - kaum fassen läßt, die auch als »Kinder der Freiheit« noch keine Generationsgestalt gewinnt. Sie wird zum Objekt vielfältiger Besorgnis: Wird sie die Altersversorgung der jetzigen Erwachsenengeneration sichern können? Wird sie in das bestehende politische System integrierbar sein? Wird sie die abendländische Zivilisation und ihre zentralen Werte von Arbeit und Leistung übernehmen?

Damit ist ein erster Befund zu unserem Thema festzuhalten: Jugend ist als Generationsgestalt mit einem einheitlichen psychosozialen Profil kaum mehr zu fassen. 1981 hatte noch Horst Eberhard Richter auf dem Hintergrund der Zürcher Unruhen Thesen über die Ursachen der damals aufflackernden Jugendunruhen formuliert. Seine erste lautete: »Was die Jungen denken, fühlen und tun, ist stets zugleich Frage, Antwort und Spiegelung im Beziehungssystem der Gesamtgesellschaft« (1981, S. 238). Mit dieser und allen seinen weiteren 18 Thesen unterstellt Richter die Möglichkeit, eine einheitliche Aussage über typische Grundhaltungen der jungen Generation treffen zu können. Diese Möglichkeit scheint für die aktuelle Jugendforschung passé. Das hat wesentlich damit zu tun, daß die pluralen Lebensformen in der Gesamtgesellschaft zu einer Pluralisierung von Lebensformen auch im Jugendalter geführt haben. »Ein neues trendübergreifendes Label ist nicht in Sicht, und so muß die Jugend als No-Name-Produkt überwintern« (Farkas 1997, S. 17). Trotzdem scheint es ein unstillbares Bedürfnis zu sein, typische Gestalten von Jugend zu erzeugen. Cordt Schnibben sieht dafür folgenden Grund: »Das Bild einer Generation wird wenig bestimmt vom Leben einer Generation, mehr vom eingebildeten Leben ihrer Avantgarde - und diese Einbildung produzieren die Generationen, die fürchten müssen, von den Heranwachsenden um Geld, Macht, Einfluß und Rente

gebracht zu werden. Der ängstliche Blick auf »die Jugend« ist ein Blick in die eigene Zukunft« (1994, S. 58).

AKTUELLE JUGENDFORSCHUNG

Auf dem Hintergrund solcher projektiver Phantasien ist man wirklich für empirische Studien dankbar, und gerade sind drei repräsentativ angelegte Untersuchungen publiziert worden, die uns eine Möglichkeit geben, beim Projekt Jugend über Spekulationen hinauszugehen. Was vermitteln die aktuellen Jugendstudien über eine Jugend, die offenbar immer mehr zu einer schwer fixierbaren Größe auf der nach oben offenen Altersskala wird (bis zum 30. Lebensjahr dauert sie offenbar mindestens)?

Gerhard Schmidtchen (1997) hat 5500 Menschen im Alter zwischen 15 und 30 befragt. Auftraggeber seiner Studie war das Bundesjugendministerium, und sie war im wesentlichen motiviert durch die fremdenfeindliche Gewaltexplosion Anfang der 90er Jahre. Schmidtchen sieht Belege für den Auftritt einer »moralischen Generation« und führt den Gedanken so ein: »Was mich am meisten beeindruckt, ist die Moralsehn-sucht junger Menschen, die Lauterkeit des Strebens nach persönlicher Ehrlichkeit, der durchgängige Wunsch, in der Entwicklung der eigenen Persönlichkeit den Sinn des Lebens zu finden.« In diesem Zusammenhang spricht Schmidtchen von einem »Aufstand der Person«, der für ihn eine vergleichbare Dynamik aufweist wie die Entdeckung der individuellen Person in der Renaissance: »Man möchte unabhängig sein, frei von Angst, aber auch frei von von Überheblichkeit. Von daher wird der Widerstand gegen die ungeprüfte Übernahme von Normen verständlich, gegen Institutionen, die zuwenig Mitbestimmung verheißen, gegen falsche Unterordnung, gegen politische Entscheidungen, die nicht einleuchten. Die Person steht auf gegen das, was sie begrenzt und zu deformieren versucht. Dieses Grundmuster ist dem der Renaissance vergleichbar.«

Als zweites bemerkenswertes Ergebnis wird die Gewaltbereitschaft thematisiert. In diesem Punkt gibt es die einzige klare Differenz zwischen Ost- und Westdeutschland: 33 gegenüber 22%. Schmidchen sucht keine individual-, sondern kollektivpsychologische Erklärungen für diesen Befund. Er entwickelt einen Ansatz, der an der politischen Kultur des vereinigten Deutschland anknüpft: »Dem Verhalten des politischen Systems kommt eine nicht unmaßgebliche Rolle bei der Vermeidung von Gewalt zu. Die Gewaltphantasien steigen auf, wenn junge Bürger sich machtlos vorkommen, wenn sie die Legitimität des politischen Systems bezweifeln, wenn sie das Gefühl haben, wesentliche humanitäre Werte in der Gesellschaft nicht verwirklichen zu können. Durch Bildung und Wohlstand sind die Bürger kompetenter geworden. Politisch ist ihr Einfluß aber nicht gewachsen.« Warnfried Dettling kommentiert diese Aussage so: Die »aufgeregte Frage: Was ist los mit der Jugend?« wird »kühl an die Erwachsenen zurückgespielt: Was ist eigentlich mit der Gesellschaft los? Welchem geistigen Bauplan folgen, in welcher geistigen Verfassung sind eigentlich all jene Institutionen, denen die Jungen in ihrem Leben begegnen, vom Kindergarten bis zur Universität, von den Betrieben bis zu den Gewerkschaften, von den Parteien bis zu den Gewerkschaften, von den Parteien bis zu den Parlamenten?«

Ich nehme aus dieser ersten aktuellen Jugendstudie die Stichworte »Aufstand der Person« und »unzureichende Partizipationschancen« mit.

Zeitgleich ist eine zweite Jugendstudie erschienen: »Jungsein in Deutschland« (Silbereisen, Vaskovics & Zinnecker 1997), die auf 1996 erhobenen Daten bei 13- bis 29jährigen aufbaut und unmittelbar an die letzte Shell-Studie von 1992 anschließt. Was erfahren wir da über die Lebenssituation von Heranwachsenden? Aus der Fülle

der Daten greife ich die Ergebnisse heraus, die ich am eindrucksvollsten finde. Da gibt es Befunde, die direkt auf die Studie von Schmidchen verweisen. Fast 90% der Heranwachsenden fühlen sich durch Politiker und Parteien nicht angemessen vertreten. Fast die Hälfte der 18- bis 29jährigen ist bereit »eine aktive Rolle in der Politik zu übernehmen«. Der Anteil derjenigen, die auch nach dem 20. Lebensjahr noch unschlüssig ist, wie sie sich beruflich entscheiden sollen, hat sich in den letzten fünf Jahren verdoppelt. Die Ausbildungsphase verlängert sich weiter. »1991 standen 32% der jungen Erwachsenen (18- bis 29jährige) noch in Ausbildung; bis 1996 steigt ihr Anteil auf 41%.« Bei jungen Frauen »steigt der Anteil derer, die sich in Ausbildung befinden, zwischen 1991 und 1996 von 30% auf 42%, also etwas stärker als bei den jungen Männern« (1997, S. 352). Der Einstieg in das Berufsleben führt 1996 für etwa ein Viertel der jungen Erwachsenen in den alten Bundesländern über eine Phase der Arbeitslosigkeit, ähnlich wie fünf Jahre vorher. Damals war die Situation in West- und Ostdeutschland vergleichbar, fünf Jahre später haben 51% der jungen Erwachsenen aus den neuen Bundesländern bereits Arbeitslosigkeit erfahren. Am größten ist die Schwierigkeit, eine Arbeitsstelle zu finden, für junge Frauen aus den neuen Bundesländern.

Von besonderem Interesse sind für mich die Ergebnisse zu den Fragen nach Werten, Zukunft und Religion. Bei den Werten rangieren Frieden und Freundschaft ganz oben, die esoterische Loslösung von weltlichen Belangen und soziale Macht ganz unten. Bei der Zukunftsorientierung werden drei Hauptgruppen unterschieden: Eine knappe Hälfte der Befragten mit einer stärkeren Besetzung durch die Älteren in der Stichprobe konzentriert sich planerisch auf die Zukunft, mit Optimismus wird mittel- bis langfristig geplant. Ein größerer Teil hat sich beruflich etablieren können und ist verhei-

ratet. Es wird ihnen eine »erarbeitete Identität« zugeschrieben. Die zweite knappe Hälfte mit einer deutlicheren Ausprägung bei den Jüngeren ist durch eine ausgesprochene Gegenwartsorientierung geprägt, hedonistisch eingestellt und hat eine spielerisch-experimentelle Haltung »gegenüber einer unbestimmbar offenen Zukunft« (S. 14). Ihr Identitätsstatus wird als suchend bis diffus eingeschätzt. Nur eine kleine Minderheit (etwa 4 %) erlebt sich »in einer unstrukturierten Lebenszukunft fremdbestimmt«. »Ihre Zukunftssicht ist kurzschrittiger und eher pessimistisch getönt« (S. 14).

Wie halten es die jungen Deutschen mit der Religion? Die Autoren formulieren es zusammenfassend so: »Die christliche Weltanschauung ist zahlenmäßig unter den Jüngeren nur noch marginal vertreten« (S. 19). Nur 9,5% glauben an einen christlichen Gott und nur 6,8% an eine christliche Erlösungsvorstellung. Die Befragten sind aber keineswegs rigorose Nihilisten. »Autonome, selbständige Sinnggebung und Sinnerschöpfung ist für nahezu jeden Jugendlichen und jungen Erwachsenen eine selbstverständliche Form der Selbst- und Weltinterpretation. Über 50% sind der festen Überzeugung, daß das Leben nur dann einen Sinn hat, wenn man ihm einen Sinn gibt« (S. 116). Das überraschendste Ergebnis war für die Autoren, daß sie keine vertrauten Weltanschauungsmuster auffinden konnten. Das heißt, daß »die Individuen ihre Weltanschauung nach eigenen autonomen Regeln zusammensetzen, die nicht mehr der traditionellen Logik folgen« (S. 117). Interessant ist, daß Deutungsfragmente, die einen christlichen Ursprung aufweisen, relativ häufig vorkommen und mit dem »Autonomismus«, also der Betonung einer selbstbestimmten Sinnggebung, einen hohen Überschneidungsgrad aufweisen. Die Autoren interpretieren dieses Ergebnis so, daß das »Deutungsschema« der christlichen Kirchen »dem einzelnen nicht mehr ausreicht, weil seine Begriffe unklar sind,

die Anpassung an die Lebenssituation der Menschen in der fortgeschrittenen modernen Gesellschaft nicht gelungen ist und der einzelne daher den Bedarf nach einer Sättigung und Ergänzung durch andere Formen der Weltanschauung hat« (S. 123).

Stichworte, die ich aus dieser Studie aufnehme, sind »autonome Sinnsuche« und Identitätsmuster, die ein weites Spektrum von erarbeiteten und eher sicheren bis zu ungesichert-diffusen Konstellationen umfassen. Die dritte Untersuchung ist die Shell-Studie, und sie bestätigt die meisten Befunde der beiden genannten Untersuchungen. Einen Befund der Shell-Studie möchte ich aber noch gesondert herausheben: Die gesellschaftliche Krise und vor allem die Krise der Erwerbsarbeit hat Heranwachsende längst erreicht. Dadurch wird auch die gesellschaftliche Funktion unserer bisherigen Vorstellungen von Jugend in Frage gestellt: Jugend als eine Altersphase, in der Heranwachsende spezifische Entwicklungsaufgaben zu bewältigen haben und in der sie von der Gesellschaft einen experimentellen Spielraum erhalten. Sie werden idealerweise von einer »sozialen Ozonschicht« umgeben, der sie vor dem direkten Durchschlagen gesellschaftlicher Problemlagen schützt. In dieser jugendspezifischen Schutzzone kann dann die eigene gesellschaftliche »Nische« gesucht, erkundet und dann besetzt werden. Vor allem sollen Jugendliche in die Arbeitsgesellschaft integriert werden. Das Fundament für die Bereitschaft, sich in das bestehende System gesellschaftlicher Arbeit hineinzubegeben, soll gelegt werden. Hier werden Identitäten gestiftet, der Generationenvertrag fortgeführt und damit die Basis für das Erwachsenwerden gelegt. Diese kulturelle Basissozialisation ist extrem gefährdet, wenn die Integration durch und in Arbeit nicht mehr funktioniert. 92% der in der Shell-Studie befragten Jugendlichen sehen die Arbeitslosigkeit als ein großes soziales Problem an. Selbst bei den Jugendlichen bis 16, die in

der BRAVO-Studie befragt wurden, ist für mehr als die Hälfte die Angst um ihre berufliche Zukunft das größte Problem. Die gesellschaftliche Ozonschicht ist weg, und gesellschaftliche Probleme schlagen direkt auf Heranwachsende durch.

JUGEND UND GESUNDHEIT IM GESELLSCHAFTLICHEN UMBRUCH

Die Ergebnisse der sozialwissenschaftlichen Gesundheitsforschung (vgl. Hurrelmann 1990; Mansel & Hurrelmann 1991; Engel & Hurrelmann 1993; Settertobulte, Palentien & Hurrelmann 1995; Mansel 1995; Kolip, Hurrelmann & Schnabel 1995) zeigen, daß die sich verändernde Jugendsituation sich in einer Zunahme von gesundheitlichen Belastungen äußert. In diesem Sinne formuliert Klaus Hurrelmann folgende Aussage: »Trotz der ... Erfolge bei der Versorgung der Bevölkerung mit materiellen Gütern und wichtigen Dienstleistungen ist aber das soziale, psychische und körperliche Wohlbefinden großer Teile der jungen und jüngsten Bürgerinnen und Bürger keineswegs ausreichend gewährleistet. Sie zahlen, um im Bild zu sprechen, einen 'hohen Preis' für die fortgeschrittene Industrialisierung und Urbanisierung, der sich in körperlichen, psychischen und sozialen Belastungen ausdrückt« (1990, S. 58). Der Bielefelder Jugendgesundheitsurvey von 1993 (Repräsentativbefragung von 2.400 12- bis 17-jährigen Jugendlichen zu ihrem selbstberichteten Gesundheits- und Krankheitsstatus, ihrem Gesundheitsbewußtsein und ihrem Gesundheitsverhalten) zeigt ein relativ hohes Niveau gesundheitlicher Beeinträchtigungen: »Kopfschmerzen, Nervosität und Unruhe wie Konzentrations-schwierigkeiten werden von über einem Drittel der ... befragten Jugendlichen als regelmäßige Beeinträchtigung im psychosomatischen und psychosozialen Bereich angegeben. Es folgen Kreuz- und Rückenschmerzen, Schwindelgefühle, Magenbeschwerden, Appetitlosigkeit und Schlaflosigkeit« (Hurrelmann 1994, S. 9). »Psychi-

sche Störungen (Verhaltensauffälligkeiten) haben nach allen vorliegenden Untersuchungen in den letzten Jahren leicht aber kontinuierlich zugenommen und liegen bei 10 bis 15% der Altersgruppe« (ebd., S. 10).

Im Rahmen der Public Health-Forschung haben wir auch im Münchner Raum Erhebungen über gesundheitliche Belastungen und Bewältigungsressourcen von Heranwachsenden durchgeführt. Sie belegen die hohen gesundheitlichen Belastungen von Jugendlichen. Erhoben haben wir Repräsentativdaten für 13- bis 25jährige in München und differenzierte quantitative und qualitative Profile von sog. »institutionsauffälligen« Jugendlichen. Es handelt sich dabei um Jugendliche, die sich in Maßnahmen der Jugendhilfe befinden.

Erste Befunde zeigen, daß 13- bis 25jährige mit deutscher Nationalität über hohe Streßsymptome berichten. Beim Vergleich der Heranwachsenden in der Repräsentativerhebung mit jenen aus den Bereichen der Jugendhilfe, also den hochbelasteten Jugendlichen, ergeben sich noch deutlich höhere Beschwerderaten, die berichtet werden. Unzureichende Bewältigungsmöglichkeiten zeigen sich z.B. in Suchtverhaltensweisen und auch in der Gewaltbereitschaft. Etwa ein Drittel der befragten Heranwachsenden bezeichnen sich im Biogramm als Raucher(inn)en, bei den benachteiligten Jugendlichen liegen die Werte deutlich über 50%. Illegale Drogen spielen im Erfahrungsspektrum von Heranwachsenden eine große Rolle, und die »Experimentierfreudigkeit« mit unterschiedlichsten Drogen (von Haschisch über Heroin bis zu den Designerdrogen) nimmt offensichtlich zu. Männer liegen im Durchschnitt deutlich vor den Frauen. Bis zur Hälfte der belasteten männlichen Jugendlichen haben Drogen »ausprobiert«, und fast ein Drittel ist beim Konsum geblieben.

Im repräsentativen Durchschnitt ist es ein Drittel, das mit Drogen Erfahrungen hat.

Gewalt läßt sich als ein Lösungsversuch alltäglicher Lebensbedingungen begreifen, wenn andere Bewältigungsmuster nicht zur Verfügung stehen. Im Vergleich zu den Daten, die für NRW repräsentativ erhoben worden sind, zeigen benachteiligte Jugendliche im Münchner Raum eine deutlich höhere Gewaltbereitschaft.

Die Gruppe der sozial benachteiligten und auffällig gewordenen Jugendlichen war für uns aus zweifacher Hinsicht relevant: Zum einen, weil sie unter einem ganzheitlichen Gesundheits/Krankheitsbegriff als besonders gefährdet gelten muß. Zum zweiten, weil es sich hier um eine Gruppe Jugendlicher handelt, für die aufgrund des Kinder- und Jugendhilfegesetzes ein besonderer staatlicher Auftrag kommunaler Fürsorge besteht. Im Vordergrund der Analyse steht die salutogenetische Perspektive mit der Frage, welche Faktoren bei Jugendlichen Gesundheit befördern und wie diese im Sinne der Empowermentperspektive gezielt unterstützt werden könnten. Grund-

VON DER PATHO- ZUR SALUTOGENESE: DIE BEDEUTUNG DES »KOHÄRENZSINNS«

Lebenserfahrungen, in denen Subjekte sich als ihr Leben Gestaltende konstruieren können, in denen sie sich in ihren Identitätsentwürfen als aktive Produzenten ihrer Biographie begreifen können, sind offensichtlich wichtige Bedingungen der Gesunderhaltung.

Der israelische Gesundheitsforscher Aaron Antonovsky hat diesen Gedanken in das Zentrum seines »salutogenetischen Modells« gestellt. Es stellt die Ressourcen in den Mittelpunkt der Analyse, die ein Subjekt mobilisieren kann, um mit belastenden, widrigen und widersprüchlichen Alltagserfahrungen produktiv umgehen zu können und nicht krank zu werden (vgl. Schema). Dieses Modell geht von der Prämisse aus, daß Menschen ständig mit belastenden Lebenssituationen konfrontiert werden. Der Organismus reagiert auf Stressoren mit einem erhöhten Spannungszustand, der pathologische, neutrale oder gesunde Folgen

Was ist Salutogenese?

- Das Konzept stammt von dem israelischen Gesundheitsforscher Aaron Antonovsky.
- Sein »salutogenetisches« Denkmodell (abgeleitet vom lateinischen Begriff 'saluto' für Gesundheit) formuliert eine Alternative zu Pathogenese, also zur Entstehung von Krankheiten.
- Gefragt ist nicht, was krank macht, sondern wie es Menschen schaffen, gesund zu bleiben, trotz unterschiedlicher gesundheitlicher Belastungen.
- Von besonderer gesundheitsförderlicher Bedeutung sind die Widerstandsressourcen einer Person. Dazu zählen:
 - Körperliche Resistenzbedingungen
 - Psychische Ressourcen
 - Materielle Ressourcen
 - Psychosoziale Ressourcen
- Von besonderer Relevanz ist der »Kohärenzsinn«, die Fähigkeit, in seinem Leben Sinn zu entdecken oder zu stiften

lagenwissenschaftlich soll dabei auch ein Beitrag zur Frage geleistet werden, welchen Stellenwert Identitätsarbeit als Steuerungselement für gesundheitliches Handeln hat.

haben kann, je nachdem, wie mit dieser Spannung umgegangen wird. Es gibt eine Reihe von allgemeinen Widerstandsfaktoren, die innerhalb einer spezifischen sozio-

kulturellen Welt als Potential gegeben sind. Sie hängen von dem kulturellen, materiellen und sozialen Entwicklungsniveau einer konkreten Gesellschaft ab. Mit organismisch-konstitutionellen Widerstandsquellen ist das körpereigene Immunsystem einer Person gemeint. Unter materiellen Widerstandsquellen ist der Zugang zu materiellen Ressourcen gemeint (Verfügbarkeit über Geld, Arbeit, Wohnung etc.). Kognitive Widerstandsquellen sind »symbolisches Kapital«, also Intelligenz, Wissen und Bildung. Eine zentrale Widerstandsquelle bezeichnet die Ich-Identität, also eine emotionale Sicherheit in bezug auf die eigene Person. Die Ressourcen einer Person schließen als zentralen Bereich seine zwischenmenschlichen Beziehungen ein, also die Möglichkeit, sich von anderen Menschen soziale Unterstützung zu holen, sich sozial zugehörig und verortet zu fühlen.

Antonovsky zeigt auf, daß alle mobilisierbaren Ressourcen in ihrer Wirksamkeit letztlich von einer zentralen subjektiven Kompetenz abhängen: dem »Gefühl von Kohärenz«. Er definiert dieses Gefühl so: »Das Gefühl der Kohärenz, des inneren Zusammenhangs ist eine globale Orientierung, die ausdrückt, inwieweit jemand ein sich auf alle Lebensbereiche erstreckendes, überdauerndes und doch dynamisches Vertrauen hat, daß

(1) die Reize aus der inneren und äußeren Welt im Laufe des Lebens strukturiert, vorhersagbar und erklärbar sind; daß

(2) es Mittel und Wege gibt, die Aufgaben zu lösen, die durch diese Reize gestellt werden; und daß

(3) diese Aufgaben Herausforderungen sind, für die es sich lohnt, sich zu engagieren und zu investieren« (1987, S. 19).

KOHÄRENZSINN:

DAS HERZSTÜCK DER SALUTOGENESE

Kohärenz ist das Gefühl, daß es Zusammenhang und Sinn im Leben gibt, daß das Leben nicht einem unbeeinflussbaren

Schicksal unterworfen ist. Der Kohärenzsinn beschreibt eine geistige Haltung:

- Meine Welt ist verständlich, stimmig, geordnet; auch Probleme und Belastungen, die ich erlebe, kann ich in einem größeren Zusammenhang sehen.
- Das Leben stellt mir Aufgaben, die ich lösen kann. Ich verfüge über Ressourcen, die ich zur Meisterung meines Lebens, meiner aktuellen Probleme mobilisieren kann.
- Für meine Lebensführung ist jede Anstrengung sinnvoll. Es gibt Ziele und Projekte, für die es sich zu engagieren lohnt.
- Der Zustand der Demoralisierung bildet den Gegenpol zum Kohärenzsinn.

Antonovsky transformiert eine zentrale Überlegung aus dem Bereich der Sozialwissenschaften zu einer grundlegenden Bedingung für Gesundheit: Als Kohärenzsinn wird ein positives Bild der eigenen Handlungsfähigkeit verstanden, die von dem Gefühl der Bewältigbarkeit von externen und internen Lebensbedingungen, der Gewißheit der Selbststeuerungsfähigkeit und der Gestaltbarkeit der Lebensbedingungen getragen ist. Der Kohärenzsinn ist durch das Bestreben charakterisiert, den Lebensbedingungen einen subjektiven Sinn zu geben und sie mit den eigenen Wünschen und Bedürfnissen in Einklang bringen zu können.

Gerade für Heranwachsende scheint der Kohärenzsinn von zentraler Bedeutung zu sein. Eine zentrale Entwicklungsaufgabe des Jugendalters ist die Entwicklung einer eigenständigen Identität. Identität stellt die Antwort auf die Frage dar: »Wer bin ich?« In einer solchen Antwort wird die eigene Person in einem soziokulturellen Rahmen verortet, in dem sie persönlichen Lebenssinn gewinnen kann.

Um so weniger es gelingt, für sich Lebenssinn zu konstruieren, desto weniger besteht die Möglichkeit, sich für oder gegen etwas zu engagieren und Ressourcen zur Realisierung spezifischer Ziele zu mobilisieren. In

unserer eigenen Untersuchung haben wir eindrucksvolle Befunde für die Bedeutung des Kohärenzsinn gefunden. Wir haben Antonovskys Meßinstrument zur Messung des Kohärenzsinn eingesetzt und klar belegen können, daß Heranwachsende umso mehr psychosomatische Beschwerden berichten, je geringer ihre Werte für den Kohärenzsinn sind.

Wenn Menschen keine sinnhafte Ordnung in ihrem Leben finden oder entwickeln können, dann wirkt sich das in dem Phänomen der »Demoralisierung« aus. Dieses Muster beinhaltet Einstellungen und Grundhaltungen, die durch ein geringes Selbstwertgefühl, Hilflosigkeit, Hoffnungslosigkeit, unbestimmte Zukunftsängste und allgemein gedrückter Grundstimmung geprägt sind.

Für die USA liegen folgende Ergebnisse vor: Demoralisiert in dem beschriebenen Sinne wurde etwa ein Drittel der Bevölkerung eingeschätzt. Die Demoralisierungsrate von Frauen liegt um 10% höher als bei Männern. Etwa die Hälfte der Angehörigen der untersten sozialen Schicht erwies sich als demoralisiert. Etwa die Hälfte des Bevölkerungsanteils, der als demoralisiert eingeschätzt wurde, wies klinisch auffällige Symptome auf. Bei dieser Gruppe hatten die verfügbaren Ressourcen offensichtlich nicht ausgereicht, um mit Lebensproblemen und Krisen produktiv umgehen zu können. Das Demoralisierungssyndrom bringt zum Ausdruck, daß ein erheblicher Anteil der Bevölkerung für sich keinen Sinn mehr darin sieht, sich für oder gegen etwas einzusetzen. Diese Personen lassen Ereignisse fatalistisch auf sich zukommen und über sich hereinstürzen, weil sie nicht mehr daran glauben, daß sie wirksam etwas gegen diese unternehmen könnten.

Bei unserer Untersuchung zeigt sich deutlich die umgekehrte Relation zwischen Kohärenzgefühl und Demoralisierung: Je ausgeprägter das Demoralisierungsgefühl vor-

handen ist, desto geringer ist das Kohärenzgefühl entwickelt. Unsere quantitativen Befunde haben wir als Hinweisspuren genommen, denen wir in dem qualitativen Teil unseres Projektes weiter nachgegangen sind.

Uns hat vor allem folgende Frage interessiert: Was kennzeichnet nun Jugendliche mit einem hohen bzw. niedrigen Kohärenzsinn genauer. Betrachtet man Gesundheit als aktiven Herstellungsprozeß, dann interessiert vor allem, ob und wie der Kohärenzsinn diesen Prozeß beeinflusst. Dies soll im folgenden anhand von Material aus unseren qualitativen Interviews aufgezeigt werden.

Die drei Jugendlichen, die ich exemplarisch vorstellen werde, sind zwischen siebzehn und achtzehn Jahre alt. Allen gemeinsam ist, daß ihre Biographien einige Brüche aufweisen. Sie waren zur Zeit des Interviews stark mit den identitätsbezogenen Fragen »wer bin ich« und »wer möchte ich sein« beschäftigt, die auch starke Gefühle der Unsicherheit und Angst auslösten.

Kati lebt nach der Scheidung der Eltern im letzten Jahr bei der Mutter. Die Beziehung zu den Eltern ist eher gespannt, zur kühlen rationalen Mutter wie auch zum Vater, der als psychisch krank etikettiert wurde. Ihre beste Freundin hat sie durch den Umzug verloren, der mit der Scheidung verbunden war. Neue wirkliche Freunde hat sie keine gefunden. Kati hat diffuse Ängste vor Situationen, die Enttäuschungen bzw. für sie negative Gefühle bedeuten könnten. Sie sagt, man kann sich nie sicher sein, daß man verletzt wird. Damit sie nicht krank wird, muß sie sich aber ihrer Vorstellung nach vor allen Belastungen schützen. Sie versucht dies zu tun, indem sie alle Situationen vermeidet, in denen sie verletzt werden könnte, und sie wappnet sich gegen Enttäuschungen: Sie schraubt ihre Erwartung herunter, und sie versteckt sich in sozialen Situationen: Sie sagt selten etwas, zeigt anderen wenige Gefühle, zieht sich

ganz zurück. Gleichzeitig wächst ihre Selbstkritik, denn sie möchte nicht so sein, wie sie ist. Wenn sie schwierige Situationen nicht verhindern kann, wie die Scheidung ihrer Eltern, dann »hadert« sie, wie sie sagt, »mit dem Schicksal«. Sie selbst sieht, daß ihre »Sicherheitsstrategie« dazu führt, daß sie dadurch auch weniger positive Erfahrungen macht, aber sie schafft es nicht, dieses Muster zu durchbrechen. Auch ihre jetzige Lebenssituation bietet dazu im Moment keine Möglichkeitsräume.

Alex lebt bei seiner Mutter. Die Beziehung zu ihr beschreibt er als eher schlecht. Sie ist sehr verschlossen, es gibt kein Lob und keine Streicheleinheiten. Der Vater, alkoholabhängig und gewalttätig, hat die Familie vor dreizehn Jahren verlassen. Er hat etliche Freunde aus zwei Szenen: Raver und die »Bronxgang«, wie sie sich bezeichnen. Alex fühlt sich durch neue Situationen schnell verunsichert. Er kann sich, wie er sagt, nur schwer auf neue Situationen einstellen, die Erwartungen an ihn, die damit verbunden sind, zu antizipieren und auch danach zu handeln. Um sich sicher fühlen zu können, sagt er, braucht er Situationen, die klar strukturiert sind, die Schule oder die Bundeswehr. Der Verlust seines Jobs hat ihn tief getroffen und seine Lebenslust, die, wie er meint, von Erfolgen abhängt, sehr reduziert. Er empfindet seinen Alltag als ziemlich sinnlos und langweilig. Er hat neue berufliche Perspektiven entwickelt, er will die Mittlere Reife bei der Bundeswehr nachmachen, zweifelt aber immer wieder daran, daß er es schafft. Auch seine Clique ändert wenig an seinen Selbstzweifeln. Hier versucht er durch die Anpassung an äußere Gruppennormen, die nicht seine eigenen sind, dazuzugehören. Er trägt die »geforderten« teuren Raverklamotten, er macht mit bei Schlägereien gegen andere Gangs, die ihm aber nichts bedeuten, und er geht öfters als es ihm Spaß macht auf Raveparties, tanzt 72 Stunden durch und nimmt Drogen, damit er »in« ist und es auch bleibt. Me-

taphorisch drückt sich diese Sicherungsstrategie in seinem Körperbezug aus: Er macht Kampfsport, damit seine Muskeln alle Schläge (wohl auch die des Lebens) abwehren können, ihn unverwundbar machen.

Kevin war, wie er sagt, ein richtiges Mutter-söhnchen. Er hatte kaum Freunde, er hatte Schulschwierigkeiten und litt unter Angst und psychosomatischen Beschwerden. Die Beziehung zu seiner Mutter ist eher negativ, er hofft, daß sie, wie angekündigt, bald auszieht. Die Beziehung zu seinem Vater ist von Vertrauen geprägt, auch wenn sie teilweise durch den zu hohen Alkoholkonsum des Vaters getrübt ist. Kevin hat auch heute noch Angst vor »unklaren Situationen bzw. Anforderungen«. Eine solche stellt zur Zeit seine Rolle als Mann für ihn dar. Einerseits sieht er sich als der Starke, als Beschützer der Frau, andererseits spürt er auch seine eigenen Gefühle und Verletzlichkeiten. Im Unterschied zu Kati und teilweise auch zu Alex versucht Kevin aktive Lösungswege. Einer ist beispielsweise, daß er in einem Fantasy-Spiel, das er mit seinen Freunden seit einigen Monaten spielt, bewußt die Rolle einer Frau übernommen hat. Die Beziehung zwischen den Freunden ist durch diese Spielregeln festgelegt und erlaubt ihm im Sinne eines »Probierens« ohne »Risiko« neue Erfahrungen zuzulassen und auszuprobieren. Auch die Beziehung zu seiner ersten Freundin hat ihn verunsichert, da es für das Zusammenleben keine allgemein gültigen Regeln mehr gibt. Seine Zwischenlösung war, daß sie nach dem keltischen Ritus »geheiratet« haben und sich damit Regeln für die Gestaltung ihrer Beziehung gestaltet haben.

Typisch für Kevin ist auch, daß er den schulischen Abstieg vom Gymnasium in die Realschule eher positiv sieht. Er hat eine berufliche Perspektive entwickelt, zu der seine jetzige Schulform genau geeignet ist. Außerdem hat er dort in relativ kurzer Zeit auch Freunde und seine Freundin gefunden.

Die drei Beispiele zeigen Adoleszente mit einem unterschiedlich hohen Kohärenzsinn. Antonovsky (ebd.) hat den Kohärenzsinn als eine globale affektiv-kognitive Orientierung definiert, die das Ausmaß ausdrückt, in dem jemand ein durchgehendes, überdauerndes und dennoch dynamisches Gefühl der Zuversicht hat, das bewirkt, daß:

- 1) die Anforderungen es wert sind, sich dafür anzustrengen und zu engagieren (Sinnebene);
- 2) die Ressourcen verfügbar sind, die man dazu braucht, um den gestellten Anforderungen gerecht zu werden (Bewältigungsebene), und
- 3) die Ereignisse der inneren und äußeren Umwelt strukturiert, vorhersehbar und erklärbar sind (Verstehensebene).

Analysiert man nun die Alltagsstrategien dieser drei Adoleszenten unter den analytischen Kategorien, die Antonovsky für den Kohärenzsinn angenommen hat, so finden sich diese in den Fallgeschichten relativ genau wieder.

Auf die Fallgeschichten bezogen zeigt sich auf der Sinnebene:

Kati und Alex finden in ihrer gegenwärtigen Lebenssituation eher wenig Sinn. Kati ist von dem, was sie tut, oft gelangweilt, ist damit unzufrieden und hat keine Wünsche, Träume in bezug auf ihre Zukunft, außer der Hoffnung, daß nach dem Schulabschluß eine geeignete Lösung kommt.

Alex hat sich zwar eine neue Perspektive erarbeitet, die er allerdings nicht alleine und bald verwirklichen kann. Er ist abhängig davon, ob die gewählte Perspektive auch von außen (von der Bundeswehr) ermöglicht wird. Seinen gegenwärtigen Alltag findet er stinklangweilig und sinnlos.

Kevin dagegen ist überzeugt, daß sein gegenwärtiges Leben äußerst lebenswert ist und auch seine Zukunftsperspektiven sei-

nem Leben einen Sinn geben. Es ist genau das, was zu ihm paßt und was er tun bzw. wie er sein möchte.

Auf der Ebene der Bewältigung:

Alex befürchtet, daß er seine Ziele nicht verwirklichen kann, daß er nicht durchhalten kann bzw. alles anders kommt, als er sich das vorstellt. Er sagt von sich selbst, daß er intelligent genug sei (also hier Ressourcen habe), aber zu dumm sei, dies für seine Ziele zu nutzen.

Kati sieht nur ihre Defizite (zu schüchtern, zu wenig eindeutig begabt), nicht ihre Stärken (sie ist intelligent, pflichtbewußt, musisch, künstlerisch begabt...). Durch ihre Strategie kann sie kaum Erfahrungen des Gelingens ihrer Projekte machen, da sie sich keine richtigen Ziele steckt bzw. von vornherein die Erwartungen minimiert.

Kevin dagegen ist überzeugt, daß er die Ziele, die er sich gesteckt hat, auch erreichen kann und die Energie hat, sich dafür einzusetzen. Er vertraut dabei, und dies unterscheidet ihn von Alex und Kati, auch auf die Hilfe seiner Freunde und seiner Freundin. Hier macht er Erfahrungen, die seine »inneren« Ressourcen stärken.

Auf der Verstehensebene:

Kati und Kevin versuchen beide den Umgang mit Gefühlen, die ihnen angst machen und die verletzen könnten, zu vermeiden. Kati zieht sich in sich selbst zurück und versucht solche Situationen zu vermeiden. Sie kann Situationen schwer einschätzen und wie sie sagt, kann man sich nie sicher sein, was passieren wird.

Auch Alex ist oft von Situationen und deren Bedeutung überrascht. Alex wünscht und arbeitet an einem »Panzer«, der ihn unverwundbar macht, bzw. versteckt sich hinter Äußerlichkeiten und hat so wenig Chancen, sich selbst in Situationen zu testen und daraus zu lernen. Kevin hat sich »Bereiche«

geschaffen, in denen er sich wohlfühlt und in denen er Erfahrungen macht, die ihm helfen werden, auch andere, neue Situationen besser einschätzen zu können.

Aus der Gesundheitsforschung bin ich damit unversehens in die Identitätsforschung übergegangen und das nicht ohne guten Grund. Kohärenz ist nicht nur eine zentrale Basis für Gesundheit, sondern auch ein klassisches Kriterium für gelingende Identitätsarbeit. Und es mehrten sich Versuche, Identitätsarbeit selbst mit salutogenetischen Fragen zu verknüpfen. Alex, Kati und Kevin zeigen den hochindividualisierten Prozeß der Identitätsbildung, den Heranwachsende zunehmend zu bewältigen haben.

Leben mit »riskanten Chancen«: Welche Kompetenzen zur Lebensbewältigung brauchen Heranwachsende?

Im weiteren soll nun der Versuch unternommen werden, soziale und psychische Bedingungen zu formulieren, die mir für eine produktive Nutzung der riskanten Chancen der gegenwärtigen Lebenssituation wichtig erscheinen. Zugleich verstehe ich diese Bedingungen als Orientierungs- und Ansatzpunkte für psychosoziales Handeln. Bezugspunkt für die Frage nach den Kompetenzen zur Gewinnung von Lebenssouveränität bilden für mich die zentralen Grundbedürfnisse, die Heranwachsende wie alle Subjekte in dieser Gesellschaft haben.

ZENTRALE GRUNDBEDÜRFNISSE DER SUBJEKTE IN DER POSTMODERNEN GESELLSCHAFT

1. Befriedigung elementarer vitaler Grundbedürfnisse
2. Ein authentisches Leben führen - unverwechselbar sein
3. Für sich einen inneren Lebenssinn finden
4. Einen Rahmen sozialer Anerkennung für sich finden
5. An der Gestaltung der eigenen Lebenswelt beteiligt sein
6. Subjekt des eigenen Handelns sein

Im Zentrum der Anforderungen für eine gelingende Lebensbewältigung stehen die Fähigkeiten zur Selbstorganisation, zur Verknüpfung von Ansprüchen auf ein gutes und authentisches Leben mit den gegebenen Ressourcen und letztlich die innere Selbstschöpfung von Lebenssinn. Das alles findet natürlich in einem mehr oder weniger förderlichen soziokulturellen Rahmen statt, der aber die individuelle Konstruktion dieser inneren Gestalt nie ganz abnehmen kann. Es gibt gesellschaftliche Phasen, in denen die individuelle Lebensführung in einen stabilen kulturellen Rahmen »eingebettet« wird, der Sicherheit, Klarheit, aber auch hohe soziale Kontrolle vermittelt, und es gibt Perioden der »Entbettung« (Giddens 1997, S. 123), in denen die individuelle Lebensführung wenige kulturelle Korsettstangen nutzen kann bzw. von ihnen eingezwängt wird und eigene Optionen und Lösungswege gesucht werden müssen. Gerade in einer Phase gesellschaftlicher Modernisierung, wie wir sie gegenwärtig erleben, ist eine selbstbestimmte »Politik der Lebensführung« unabdingbar.

Meine These bezieht sich genau darauf: Ein zentrales Kriterium für Lebensbewältigung und Gesundheit bildet die Chance, für sich ein innere Lebenskohärenz zu schaffen. In früheren gesellschaftlichen Epochen war die Bereitschaft zur Übernahme vorgefertigter Identitätspakete das zentrale Kriterium für Lebensbewältigung. Heute kommt es auf die individuelle Passungs- und Identitätsarbeit an, also auf die Fähigkeit zur Selbstorganisation und »Selbsteinbettung«.

Bedingungen für ein Leben mit »riskanten Chancen«:

1. Basale ökologische Ressourcen bilden die Voraussetzung für eine souveräne Lebensbewältigung. Sie ermöglichen ein Gefühl des Vertrauens in die Kontinuität des Lebens: Ein Unvertrauen zum Leben.
2. Ein offenes Identitätsprojekt bedarf materieller Ressourcen: Die klassische soziale

Frage steht immer noch auf der Tagesordnung.
3. Als soziale Baumeister(inn)en unserer eigenen Lebenswelten und Netze brauchen wir soziale Ressourcen.

4. Die »demokratische Frage« stellt sich im Alltag: Benötigt werden Fähigkeiten zum Aushandeln, um die gemeinsame Lebensplattform immer wieder zu schaffen.

5. Die objektive Vergrößerung der individuellen Gestaltungskompetenz erfordert eine erhöhte Fähigkeit zur »positiven Verunsicherung« und »Ambiguitätstoleranz«.

(1) Für die Gewinnung von Lebenssouveränität ist ein Gefühl des Vertrauens in die Kontinuität des Lebens eine Voraussetzung, ein Urvertrauen zum Leben und seinen natürlichen Voraussetzungen. Das Gegenbild dazu ist die Demoralisierung, der Verlust der Hoffnung, in der eigenen Lebenswelt etwas sinnvoll gestalten zu können. Die Welt wird als nicht mehr lenkbar erlebt, als ein sich hochtourig bewegendes Rennauto, in dem die Insassen nicht wissen, ob es eine Lenkung besitzt und wie diese zu betätigen wäre. Die gewaltigen ökologischen Bedrohungen tragen sicherlich erheblich zu dem wachsenden Demoralisierungspegel bei, sie setzen fatale Bedingungen für »gelernte Hilf-« und »Hoffnungslosigkeit«. Eine psychosoziale Perspektive, die für sich einen »ganzheitlichen« oder »lebensweltlichen Ansatz« in Anspruch nimmt, muß die basalen ökologischen Lebensbedingungen als zentralen Rahmen für die Entwicklung psychosozialer Ressourcen sehen lernen.

Werte, die aus dieser Perspektive folgen, lassen sich als »ökologische Moral« bezeichnen. Die Standortdebatte überlagert gegenwärtig in gefährlicher Weise das Bewußtsein für die ökologischen Gefahren und Notwendigkeiten. Die Umwelt müßte auch für den Standort Deutschland Opfer bringen, kann man im öffentlichen Diskurs vernehmen. Dagegen stehen Projekte wie Agenda 21 und die Forderung »ökologischer Kinderrechte« zu formulieren.

(2) Ein offenes Identitätsprojekt, in dem neue Lebensformen erprobt und eigener Lebenssinn entwickelt werden, bedarf materieller Ressourcen. Hier liegt das zentrale und höchst aktuelle sozial- und gesellschaftspolitische Problem. Eine Gesellschaft, die sich ideologisch, politisch und ökonomisch fast ausschließlich auf die Regulationskraft des Marktes verläßt, vertieft die gesellschaftliche Spaltung und führt auch zu einer wachsenden Ungleichheit der Chancen an Lebensgestaltung. Hier holt uns immer wieder die klassische soziale Frage ein. Die Fähigkeit zu und die Erprobung von Projekten der Selbstorganisation sind ohne ausreichende materielle Absicherung nicht möglich. Ohne Teilhabe am gesellschaftlichen Lebensprozeß in Form von sinnvoller Tätigkeit und angemessener Bezahlung wird Identitätsbildung zu einem zynischen Schwebezustand, den auch ein »postmodernes Credo« nicht zu einem Reich der Freiheit aufwerten kann.

Dieser Punkt ist von besonderer sozialpolitischer Bedeutung. In allen Wohlfahrtsstaaten beginnen starke Kräfte die konsensuellen Grundlagen der Prinzipien der Solidargemeinschaft zu demontieren. Das spricht Zygmunt Bauman in seiner Analyse an: »Der Sozialstaat war darauf ausgerichtet, eine Schicksalsgemeinschaft dadurch zu institutionalisieren, daß seine Regeln für jeden Beteiligten (jeden Bürger) gleichermaßen gelten sollten, so daß die Bedürftigkeit des einen verrechnet würde mit dem Gewinn des anderen.« Wie Bauman aufzeigt, gefährdet gegenwärtig der universalisierte Kapitalismus und seine ökonomische Logik pur das Solidarprinzip: »War der Aufbau des Sozialstaates der Versuch, im Dienste der moralischen Verantwortung ökonomisches Interesse zu mobilisieren, so decouviert die Demontage des Sozialstaates das ökonomische Interesse als Instrument zur Befreiung des politischen Kalküls von moralischen Zwängen« (ebd.). Dramatische Worte wählt Bauman für das erkennbare

Resultat dieses »Paradigmenwechsels«: »Die gnadenlose Pulverisierung der kollektiven Solidarität durch Verbannung kommunaler Leistungen hinter die Grenzen des politischen Prozesses, die massive Freigabe der Preisbindung bei lebenswichtigen Gütern und die politisch geförderte Institutionalisierung individueller Egoismen zum letzten Bollwerk sozialer Rationalität zu haben, ..., (hat) ein veritables 'soziales München' bewirkt« (1993).

Die intensive Suche nach zukunftsfähigen Modellen »materieller Grundsicherung« ist von höchster Wertepriorität. Die Koppelung sozialstaatlicher Leistungen an die Erwerbsarbeit erfüllt dieses Kriterium immer weniger.

(3) Wenn wir die sozialen Baumeister(inn)en unserer eigenen sozialen Lebenswelten und Netze sind, dann ist eine spezifische Beziehungs- und Verknüpfungsfähigkeit erforderlich, nennen wir sie soziale Ressourcen. Der Bestand immer schon vorhandener sozialer Bezüge wird geringer, und der Teil unseres sozialen Beziehungsnetzes, den wir uns selbst schaffen und den wir durch Eigenaktivität aufrechterhalten (müssen), wird größer. Nun zeigen die entsprechenden Studien, daß das moderne Subjekt keineswegs ein »Einsiedlerkrebs« geworden ist, sondern im Durchschnitt ein größeres Netz eigeninitiiert sozialer Beziehungen aufweist, als es seine Vorläufergenerationen hatten: Freundeskreise, Nachbarschaftsaktivitäten, Interessengemeinschaften, Vereine, Selbsthilfegruppen, Initiativen. Es zeigt sich zunehmend nur auch, daß sozioökonomisch unterprivilegierte und gesellschaftlich marginalisierte Gruppen offensichtlich besondere Defizite aufweisen bei dieser gesellschaftlich zunehmend geforderten eigeninitiativen Beziehungsarbeit. Die sozialen Netzwerke von Arbeiter(inne)n z.B. sind in den Nachkriegsjahrzenten immer kleiner geworden. Von den engmaschigen und solidarischen Netzwerken der Arbeiterfamilien, wie sie noch in den 50er Jahren in einer Reihe klassischer Studien auf-

gezeigt und in der Studentenbewegung teilweise romantisch überhöht wurden, ist nicht mehr viel übrig geblieben. Das »Eremitenklima« ist am ehesten hier zur Realität geworden. Unser »soziales Kapital«, die sozialen Ressourcen, sind ganz offensichtlich wesentlich mitbestimmt von unserem Zugang zu »ökonomischem Kapital«.

Als Konsequenz für die Formulierung zukunftsfähiger Werte folgt die hohe Priorität für die Förderung von »Kontexten sozialer Anerkennung«. Für offene, experimentelle, auf Autonomie zielende Identitätsskizzen ist die Frage nach sozialen Beziehungsnetzen von allergrößter Bedeutung, in denen Menschen dazu ermutigt werden. Da gerade Menschen aus sozial benachteiligten Schichten nicht nur besonders viele Belastungen zu verarbeiten haben und die dafür erforderlichen Unterstützungsressourcen in ihren Lebenswelten eher unterentwickelt sind, halte ich die gezielte professionelle und sozialstaatliche Förderung der Netzwerkbildung bei diesen Bevölkerungsgruppen für besonders relevant.

(4) Nicht mehr die Bereitschaft zur Übernahme von fertigen Paketen des »richtigen Lebens«, sondern die Fähigkeit zum Aushandeln ist notwendig: Wenn es in unserer Alltagswelt keine unverrückbaren, allgemein akzeptierten Normen mehr gibt, außer einigen Grundwerten, wenn wir keinen Knigge mehr haben, der uns für alle wichtigen Lebenslagen das angemessene Verhalten vorgeben kann, dann müssen wir die Regeln, Normen, Ziele und Wege beständig neu aushandeln. Das kann nicht in Gestalt von Kommandosystemen erfolgen, sondern erfordert demokratische Willensbildung im Alltag, in den Familien, in der Schule, Universität, in der Arbeitswelt und in Initiativ- und Selbsthilfegruppen. Dazu gehört natürlich auch eine gehörige Portion von Konfliktfähigkeit. Die »demokratische Frage« ist durch die Etablierung des Parlamentarismus noch längst nicht abgehakt, sondern

muß im Alltag verankert werden. Wie die Analyse von Taylor gezeigt hat, lebt die demokratische Zivilgesellschaft von »Partizipationsrechten«. Gegenwärtig gibt es eine widersprüchliche Entwicklung: Die Wünsche von immer mehr Menschen gehen in Richtung einer Mitbeteiligung bei Angelegenheiten, die sie selbst betreffen. Das ist ein hohes demokratisches Potential. In der Wirtschaft wird es teilweise als produktionsfördernder Faktor genutzt. Volks- und Bürgerbegehren gehen in die gleiche Richtung.

In anderen gesellschaftlichen Bereichen setzt man eher auf napoleonische Lösungen: Die Stärkung der Führungsebene auf Kosten der Mitbestimmungschancen. Hier gilt es klar zugunsten von Partizipationsrechten zu votieren.

(5) Gesellschaftliche Freisetzungprozesse bedeuten einen objektiven Zugewinn individueller Gestaltungskompetenz, aber auch deren Notwendigkeit. Sie erfordern vom Subjekt vermehrt die eigenwillige Verknüpfung und Kombination multipler Realitäten. Hier eröffnet sich ein subjektiver und gesellschaftlicher Raum für die Entwicklung jenes »Möglichkeitssinns«, den Robert Musil im »Mann ohne Eigenschaften« entworfen hat. Er ermöglicht den Auszug aus dem »Gehäuse der Hörigkeit« (Max Weber) und führt uns an den Punkt, den Christa Wolff (1983) in ihrer Frankfurter Vorlesung zur Poetik so treffend formuliert hat: »Freude aus Verunsicherung ziehen«. Aber sie verknüpft dieses positive Ziel gleich mit der skeptischen Frage: »Wer hat uns das je beigebracht?« (1983). Als hätte sie hellseherisch die Situation in der DDR im Frühjahr 1990 beschrieben! Aber so verschieden sind vermutlich auch wir Bürger in der BRD nicht, als daß diese Frage nicht auch für uns gelten würde. Die psychische Voraussetzung für eine positive Verunsicherung ist »Ambiguitätstoleranz«. Sie meint die Fähigkeit, sich auf Menschen und Situationen offen einzulassen, sie zu erkunden, sie nicht nach

einem »Alles-oder-nichts«-Prinzip als nur gut oder nur böse zu beurteilen. Es geht also um die Überwindung des »Eindeutigkeitszwanges« und die Ermöglichung von neugieriger Exploration von Realitätsschichten, die einer verkürzenden instrumentellen Logik unzugänglich sind. In diesem Zusammenhang ist auch die Frage nach Therapiezielen wichtig. In einem Aufsatz unter dem Titel »Positive Verunsicherung« schreibt der amerikanische Psychologe Gelatt:

»Vor einem Vierteljahrhundert war die Vergangenheit bekannt, die Zukunft vorhersehbar und die Gegenwart veränderte sich in einem Schrittmaß, das verstanden werden konnte. (...) Heute ist die Vergangenheit nicht immer das, was man von ihr angenommen hatte, die Zukunft ist nicht mehr vorhersehbar, und die Gegenwart ändert sich wie nie zuvor« (Gelatt 1989, S. 252).

»Deshalb schlage ich eine neue Entscheidungsstrategie vor, die positive Unsicherheit genannt wird. Was jetzt angemessen ist, ist ein Entscheidungs- und Beratungsrahmen, der Klienten hilft, mit Wandel und Ambiguität umzugehen, Unsicherheit und Inkonsistenz zu akzeptieren und die nicht-rationalen und intuitiven Seiten des Denkens und Auswählens zu nutzen. Die neue Strategie fördert positive Haltungen und paradoxe Methoden in der Gegenwart wachsender Unsicherheit« (1989, S. 252). Solche Strategien fasse ich unter der Wertepriorität »Förderung des Möglichkeitssinns« zusammen. Das Hinausdenken und -fühlen über die Grenzen des geltenden Realitätsprinzips wird immer wichtiger. Hierzu lassen sich in der psychosozialen Arbeit vielfältige Kompetenzen einsetzen (von Zukunftswerkstätten bis zu kunsttherapeutischen Projekten tut sich ein breites Spektrum auf).

Was aber ist unter dem Möglichkeitssinn zu verstehen. Fragen wir Robert Musil (1967), der diesen Begriff in seinem monumenta-

len Roman »Der Mann ohne Eigenschaft« entwickelt hat. Dort heißt es:

»Wenn es Wirklichkeitssinn gibt, muß es auch Möglichkeitssinn geben.«

»Wer ihn besitzt, sagt beispielsweise nicht: Hier ist dies oder das geschehen, wird geschehen, muß geschehen; sondern er erfindet: Hier könnte, sollte oder müßte geschehen; und wenn man ihm von irgend etwas erklärt, daß es so sei, wie es sei, dann denkt er: Nun, es könnte wahrscheinlich auch anders sein. So ließe sich der Möglichkeitssinn als die Fähigkeit definieren, alles, was ebensogut sein könnte, zu denken und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist« (S. 16).

Unsere alltägliche Lebensführung wird vom Realitätsprinzip bestimmt. Oft führt es zu einem fatalen Realismus, der sich eine andere Welt als die, in der er sich eingerichtet hat, nicht mehr vorstellen kann. Aber in einer Welt, die kein berechenbares Maß besitzt, die zukunfts offen und ambivalent ist, ist dieser Gegenwartsrealismus fragwürdig. Und es kommt zunehmend auf die »menschliche Fähigkeit zu 'utopischen' Träumen« an (Berger 1994, S. 123). Für diese Fähigkeit hat Musil auch einen spezifischen Ort gefunden, unseren »zehnten Charakter«: »... ein Landbewohner hat mindestens neun Charaktere, einen Berufs-, einen National-, einen Staats-, einen Klassen-, einen geographischen, einen Geschlechts-, einen bewußten, einen unbewußten und vielleicht auch noch einen privaten Charakter; er vereinigt sie in sich, aber sie lösen ihn auf, und er ist eigentlich nichts als eine kleine, von diesen vielen Rinnsalen ausgewaschene Mulde, in die sie hineinsickern und aus der sie wieder austreten, um mit anderen Bächlein eine andere Mulde zu füllen. Deshalb hat jeder Erdbewohner auch noch einen zehnten Charakter, und dieser ist nichts als die passive Phantasie unausgefüllter Räume; er gestattet dem Menschen alles, nur nicht das eine: das ernst zu

nehmen, was seine mindestens neun anderen Charaktere tun und was mit ihnen geschieht; also mit anderen Worten, gerade das nicht, was ihn ausfüllen sollte« (1967, S. 34).

Ich hatte anfangs angekündigt, daß ich noch einmal auf Hölli zurückkommen würde. Er hat in erstaunlicher Weise seinen Möglichkeitssinn entwickelt, aber er hatte oder sah keine Chance, einen davon bestimmten Lebensentwurf offen und experimentell umzusetzen. In einem Brief Höllis an seinen Bruder, vier Monate vor seinem Tod, kommt das zum Ausdruck:

»Irgendwann traf mich der Blitz, der schon viele getroffen. Aber ich machte mir keine ernsthaften Gedanken. Ich nahm alles sehr locker, und ich ging durch die Welt und dachte und dachte. Aber aus meiner Gedankenlosigkeit wurden Träume und Schmetterlinge. Solche, die viel Verwirrung schaffen. Und dumm wie ich bin, ging ich durch die Welt, und ich dachte und dachte. Träume, Schmetterlinge - alles wurde schlimmer! Aber meine Verspieltheit zog mich an sich. Und ohne eine Ahnung ging ich durch die Welt, und ich dachte und dachte. Bücher, Musik, gute Literatur - alles half nichts mehr. Es war, als würde mein Herz nicht mehr für mich schlagen. Plötzlich war es aus mit der Gedankenlosigkeit, und ich mußte handeln. Zu spät; meine Chance war vertan. - So zog ich durch die Welt, und ich dachte und dachte.«

Ich schließe an dieses Dokument eine provokante Frage an: Haben Hölli und seine Freunde möglicherweise schon mehr begriffen von dem, was unsere Gesellschaft generell lernen und entwickeln muß, wenn sie zukunftsfähig sein will? In den Zukunftslabors der Wirtschaft wird über Basiskompetenzen erfolgreicher Menschen im nächsten Jahrhundert oder -tausend nachgedacht. Einer der originellsten und einflußreichsten Managementwissenschaftler ist Peter Senge (1996). Für ihn müssen lernfähige Organisationen vor allem die Phan-

tasie, Kreativität, persönliche Reflexionsfähigkeit im Sinne eines kontinuierlichen Hinterfragens und Überprüfens unserer inneren Bilder, Gemeinschaftsfähigkeit und vor allem die Fähigkeit zu gemeinsamen Visionen fördern. Eine auf individuelle Durchsetzungsfähigkeit und Konkurrenz setzende Gesellschaft hinterläßt genau in diesem Bereich verheerende Defizite. Vielleicht hätte Hölli bei Peter Senge einen Beratervertrag erhalten, in seiner museal versteinerten Stadt hatte er keine Chance!

Anmerkung

1 Quelle für die wörtlichen Äußerungen und für die ganze Geschichte ist eine SPIEGEL-Reportage von Jürgen Neffe im Heft 26/1995.

Literatur

ABELS, H. (1993). Jugend vor der Moderne. Soziologische und psychologische Theorien des 20. Jahrhunderts. Opladen: Leske + Budrich

ANTONOVSKY A. (1987). Unraveling the mystery of health. How people manage stress and stay well. San Francisco: Jossey-Bass

BAUMAN, Z. (1993). Wir sind wie Landstreicher. Die Moral im Zeitalter der Beliebigkeit. Süddeutsche Zeitung vom 16./17. November 1993

BECK, U. (Hg.) (1997). Kinder der Freiheit. Frankfurt: Suhrkamp

DETLING, W. (1997). Die moralische Generation. DIE ZEIT vom 14.02.1997, S. 3

ENGEL, U. & HURRELMANN, K. (1993). Was Jugendliche wagen. Eine Längsschnittstudie über Drogenkonsum, Streßreaktionen und Delinquenz im Jugendalter. Weinheim: Juventa

FARKAS, W. (1997). Blindtext, der brennt. Von der Schwierigkeit, über Jugendkultur zu schreiben. Süddeutsche Zeitung vom 19.02.1997, S. 17

FEND, H. (1988). Sozialgeschichte des Aufwachsens. Bedingungen des Aufwachsens und Jugendgestalten im zwanzigsten Jahrhundert. Frankfurt: Suhrkamp

GARRATT, DAREN, ROCHE, JEREMY & TUCKER, STANLEY (Eds.) (1997). Changing experiences of youth. London: Sage

GIDDENS, A. (1991). Modernity and self-identity. Cambridge: Polity Press

GOEBEL, J. & CLERMONT, C. (1997). Die Tugend der Orientierungslosigkeit. Berlin: Volk & Welt

HALLER, M. (Hg.) (1981). Aussteigen oder rebellieren. Jugendliche gegen Staat und Gesellschaft. SPIEGEL-Buch. Reinbek: Rowohlt

HURRELMANN, K. (1990). Familienstreß, Schulstreß, Freizeitstreß. Gesundheitsförderung für Kinder und Jugendliche. Weinheim: Beltz

HURRELMANN, K. (1992). Probleme mit dem Erwachsenwerden: Trotz materiellem Überfluß zunehmende psychosoziale Belastung? Bielefeld: Manuskript

HURRELMANN, K. (1994). Prävention und Gesundheitsförderung im Kindes- und Jugendalter. Einleitungsvortrag für das 2. Gesundheitswissenschaftliche Kolloquium am 28./29. Januar 1994

JUGENDWERK DER DEUTSCHEN SHELL (Hg.) (1997). Jugend '97. Zukunftsperspektiven - gesellschaftliches Engagement - Politische Orientierungen. Opladen: Leske + Budrich

KEUPP, H. (1988). Riskante Chancen. Der Subjekt zwischen Psychokultur und Selbstorganisation. Heidelberg: Asanger

KEUPP, H. (1993). Aufrecht gehen lernen in einer Welt riskanter werdender Chancen. Eine Empowerment-Perspektive für die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. Blätter der Wohlfahrtspflege, 140, S. 52 - 55

KEUPP, H. (1994). Psychologisches Handeln in der Risikogesellschaft. Gemeindepsychologische Perspektiven. München: Quintessenz

KEUPP, H. & HÖFER, R. (Hg.) (1997). Identitätsarbeit heute. Frankfurt: Suhrkamp

KIEFFER, C.H. (1984). Citizen empowerment. A developmental perspective. Prevention in Human Services, 3, S. 9 - 36

KOLIP, P. (1997). Geschlecht und Gesundheit im Jugendalter. Die Konstruktion von Geschlechtlichkeit über somatische Kulturen. Bielefeld: Habilitationsschrift 1997

KOLIP, P., HURRELMANN, K. & SCHNABEL, P.-E. (Eds) (1995). Jugend und Gesundheit. Interventionsfelder und Präventionsbereiche. Weinheim: Juventa

KRAUS, W. (1996). Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne. Band 8 der Münchner Studien zur Kultur- und Sozialpsychologie (Hg. H.Keupp). Pfaffenweiler: Centaurus

MANSEL, J. (1995). Sozialisation in der Risikogesellschaft. Neuwied: Luchterhand

MANSEL, J. & HURRELMANN, K. (1991). Alltags-

streß bei Jugendlichen. Weinheim: Juventa
MANSEL, J. & KLOCKE, A. (Eds.) (1996). Die Jugend von heute. Selbstanspruch, Stigma und Wirklichkeit. Weinheim: Juventa

MARCIA, J.E. (1989). Identity diffusion differentiated. In: M.A.Luszcz & T.Nettelbeck (Eds.). Psychological development: Perspectives across the lifespan. Amsterdam: Elsevier, S. 289 - 294

MARCIA, J.E., WATERMAN, A.S., MATTESON, D.R., ARCHER, S.L. & ORLOFSKY, J.L. (1993). Ego identity. A handbook of psychosocial research. New York: Springer

NEUENSCHWANDER, M.P. (1996). Entwicklung und Identität im Jugendalter. Bern: Haupt

RAPPAPORT, J. (1985). In praise of paradox: A social policy of empowerment over prevention. American Journal of Community Psychology, 9, S. 337 - 356
 deutsch: Ein Plädoyer für die Widersprüchlichkeit. Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis, 17, 1985, S. 257 - 278)

RICHTER, H.E. (1981). Die neue Sensibilität. 19 Thesen über die Hintergründe der Jugendbewegung. In: Haller, M. (Ed.), Aussteigen oder rebellieren. Reinbek: Rowohlt, S. 238 - 242

ROCHE, J. & TUCKER, S. (Eds.) (1997). Youth in society. Contemporary theory, policy and practice. London: Sage

SARBIN, T.R. (Hg.): Narrative psychology. The storied nature of human conduct. New York: Praeger

SCHMIDTCHEN, G. (1997). Wie weit ist der Weg nach Deutschland? Sozialpsychologie der Jugend in der postsozialistischen Welt. Opladen: Leske + Budrich
SCHNIBBEN, C. (1994). Ein Haufen Ameisen. SPIEGEL-special »Die Eigensinnigen«, S. 56 -59

SILBEREISEN, R.K., VASKOVICS, L.A. & ZINNECKER, J. (Eds.) (1997). Jungsein in Deutschland. Jugendliche und junge Erwachsene 1991 und 1996. Opladen: Leske + Budrich

SEIFFGE-KRENKE, I. (1994). Gesundheitspsychologie des Jugendalters. Göttingen: Hogrefe 1994

SETTERTOBULTE, W., PALENTIEN, C. & HURRELMANN, K. (Eds.) (1994). Gesundheitsversorgung für Kinder und Jugendliche. Ein Praxishandbuch. Heidelberg: Asanger

THOITS, P.A. (1995). Identity-relevant events and psychological symptoms: A cautionary tale. Journal of Health and Social Behavior, 36, 72 - 82

TROJAN, A. & STUMM, B. (Eds.) (1992). Gesundheit fördern statt zu kontrollieren. Frankfurt: Fischer

Neu

Asanger

Ivars Udris (Hg.)

Arbeitspsychologie für morgen

Herausforderungen und Perspektiven

1997, 218 S., kt., DM 44.-/SFr. 41.-/ÖS 321.- (335-0)

Die Arbeitspsychologie hat sich den Problemen zu stellen, die mit dem gesellschaftlichen, technologischen und wirtschaftlichen Wandel verbunden sind. Was bedeutet die Tatsache für sie, daß Arbeit neu definiert werden muß? Die in diesem Buch gegebenen Antworten eröffnen neue Perspektiven für Theorie, Methodologie und Arbeitsorganisation.

Roland Asanger Verlag, Rohrbacher Str. 18, D-69115 Heidelberg
 Tel. 06221/18 31 04, Fax 06221/16 04 15